

Einflüsse nur vermutet, da Quellen fehlen. Und sie weiß, dass eine Biographie ohne zeithistorische Hintergründe keine gute Biographie ist. Daher entwirft sie entlang der Chronologie des Lebens der Margarethe Hilferding ein lebendiges Zeitpanorama, in welches sie die Protagonistin sowie viele andere bekannte und auch unbekanntere Personen integriert. So ergibt die Rekonstruktion des Lebens der Margarethe Hilferding ein buntes bewegendes Bild, das zugleich Einblicke in die Sozial- und Kulturgeschichte des Judentums in Wien in der Zeit von 1870 bis 1842 bietet.

Waltraud Heindl, Wien

Annette Vogt, **Vom Hintereingang zum Hauptportal? Lise Meitner und ihre Kolleginnen an der Berliner Universität und in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft** (Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte; 17), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2007, 550 S., EUR 84,-, ISBN 978-3-515-08881-7.

Frauen sind in Deutschland seit mehr als 100 Jahren zum Studium zugelassen, und die Zahl der Absolventinnen, Doktorandinnen und Habilitierten ist seither stetig gewachsen – doch bis heute bekleidet nur eine Minderheit von ihnen Spitzenpositionen im Wissenschaftsbetrieb. Wie lässt sich dieser Befund aus einer historischen Perspektive deuten? Die Berliner Wissenschaftshistorikerin Annette Vogt liefert in „Vom Hintereingang zum Hauptportal?“ einige sehr plausible Erklärungsansätze. Ihr Hauptaugenmerk gilt den Ein- und Ausschlussmechanismen gegenüber Frauen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Mit der *Berliner Universität* und den Instituten der *Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft* nimmt sie zwei wichtige wissenschaftliche Institutionen im deutschen Sprachraum in den Blick, die schon früh einen überdurchschnittlich hohen Frauenanteil aufwiesen. Mittels aufwändiger Archivrecherchen hat die Autorin einige hundert Wissenschaftlerinnen (wieder-)entdeckt, die an beiden Institutionen tätig waren, und deren Schicksale zu einer aufschlussreichen kollektivbiographischen Studie verdichtet. Durch die vertiefte Darstellung ausgewählter Berufsbiographien von Frauen gelingt es ihr, das weit verbreitete Bild der Wissenschaft als männlich geprägter Tätigkeit ein Stück weit zu relativieren.

Dank des langen Untersuchungszeitraums – 1899 bis 1949 – kann Annette Vogt ganze Forscherinnen-Generationen identifizieren, die mit zeitgebundenen Rollenbildern in enger Wechselwirkung stehen. Ausgehend von diesem Generationenkonzept, fragt sie nach Herkunft, Fächerwahl und Studienverläufen von Berliner Studentinnen, zeichnet die Lebens- und Berufswege einzelner Forscherinnen nach und bietet wertvolle Ansätze für eine Rekonstruktion ihrer wissenschaftlichen Beiträge. Schließlich geht sie Formen der Leistungsanerkennung für Frauen innerhalb der *scientific community* nach. Ihre Darstellung bettet Vogt stets in den gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Kontext ein, thematisiert zudem die speziellen organisatorisch-institu-

tionellen Bedingungen, unter denen die Wissenschaftlerinnen arbeiteten. In der Gegenüberstellung männlicher und weiblicher Berufsbiographien treten die Folgen der unterschiedlichen Behandlung beider Geschlechter im Wissenschaftsbetrieb besonders deutlich zutage. Zwar gilt das Hauptaugenmerk der Studie dem Standort Berlin, doch werden fallweise auch andere deutsche Forschungs- und Universitätsinstitute zum Vergleich herangezogen. Mehrheitlich geht es um Naturwissenschaftlerinnen, mit ergänzenden Beispielen aus den Geistes-, Sozial- und Staatswissenschaften.

Das Buch ist in fünf chronologisch aufeinander folgende Kapitel gegliedert, deren Überschriften die wechselnden Konjunkturen für die wissenschaftliche Arbeit von Frauen bereits andeuten. Wissenschaftlerinnen der ersten Generation, die trotz der formalen und informellen Ausgrenzungsmechanismen an deutschen Universitäten studierten und wissenschaftlich arbeiteten, erschienen bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges durchwegs als Ausnahme und Außenseiterinnen. Ohne frauenspezifische Netzwerke und ohne Unterstützung der andernorts sehr aktiven Frauenbewegung, waren sie auf männliche Mentoren und eine Aufnahme in deren Netzwerke angewiesen. Die stärkere Präsenz von Frauen in den Naturwissenschaften erklärt Vogt mit der höheren Akzeptanz dieser Disziplinen gegenüber Studentinnen und Wissenschaftlerinnen. An den Universitäten galt ab 1908 ein Habilitationsverbot für Frauen, das deren Aufstieg im Wissenschaftsbetrieb verhindern sollte. Die Leiter der neu gegründeten *Kaiser-Wilhelm-Institute* hatten jedoch freie Hand bei der Auswahl ihrer Mitarbeiter, und so fanden dort viele Frauen eine Anstellung, wenngleich nicht in leitenden Positionen. Das mit dem Rollenbild der „Neuen Frau“ einhergehende Selbstverständnis ließ ein Frauenstudium in der Weimarer Republik zunehmend unproblematisch erscheinen. Wissenschaft als Beruf war für Frauen zu dieser Zeit gleichwohl keine Selbstverständlichkeit. Während die *Kaiser-Wilhelm-Institute* vor allem Naturwissenschaftlerinnen gute Arbeitsbedingungen und Aufstiegschancen boten, hielt die *Berliner Universität* an der überkommenen, männlich dominierten Ordinarietradition fest. Frauen forschten meist zu Spezialgebieten, was eine breite Rezeption ihrer Ergebnisse und die Bildung eigener Schulen erschwerte. Mit Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft endete die frauenfreundlichere Bildungspolitik der 1920er Jahre. Die neuen Machthaber setzten nicht nur drastische Zulassungsbeschränkungen für Frauen an den Universitäten durch. Mit einer Reihe von Maßnahmen zur Verschlechterung der Mädchen-Schulbildung sorgten sie auch dafür, dass potentielle Studentinnen die Voraussetzungen für ein Studium der Naturwissenschaften oder Medizin kaum noch erfüllen konnten. Die wenigen an Frauen zu vergebenden universitären Stellen wurden mit Forscherinnen besetzt, die noch in der Weimarer Republik oder im Kaiserreich ausgebildet worden waren. Generell galt, dass Wissenschaftlerinnen an der *Berliner Universität* und den *Kaiser-Wilhelm-Instituten* bis in die späten 1930er Jahre häufiger entlassen wurden, als ihre männlichen Kollegen. Manche dieser Frauen fanden in der Forschung für das deutsche Militär ein alternatives Tätigkeitsfeld. Während des Zweiten Weltkrieges übernahmen sie zunehmend Stellen, die nicht (mehr) mit Männern besetzt werden

konnten. Wissenschaftlerinnen, die zur Emigration gezwungen worden waren, konnten ihre Berufskarriere im Ausland nur selten fortsetzen. Vor allem Wissenschaftlerinnen der ersten Generation wurden zu Opfern der Shoah, und blieben bis lange nach 1945 vergessen.

Obwohl manche Wissenschaftlerin unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges schneller als ihre Kollegen auf einen Lehrstuhl berufen wurde, war an eine Rückbesinnung auf die frauenfreundlichen Bedingungen der Weimarer Republik nicht zu denken. Frauen in leitenden Positionen an Hochschulen und Akademien blieben Ausnahmen oder Interimslösungen. Zwar knüpfte die *Max-Planck-Gesellschaft* an die frauenfreundliche Tradition der *Kaiser-Wilhelm-Institute* an, doch erreichten Frauen auch hier nur selten Führungspositionen. Aufgrund der Vertreibung eines Großteils der Wissenschaftlerinnen vor und während des Krieges gab es auch nach 1945 keine von Frauen gegründeten wissenschaftlichen Schulen. Die in Deutschland verbliebenen oder dorthin zurückgekehrten Wissenschaftlerinnen pflegten aber intensiver als in der Zwischenkriegszeit informelle Kontakte untereinander, die als Vorläufer späterer Frauen-Netzwerke gelten können.

Vielleicht liegt es an der fragmentarischen und im Vergleich zu männlichen Biographien relativ schmalen Quellenbasis, dass Vogt wiederholt auf die ergiebigen Lebensläufe einzelner Forscherinnen rekurriert. Einerseits vermittelt sie damit ein plastisches Bild der zeitgenössischen Situation. Andererseits lassen individuelle Erfahrungen nur bedingt Rückschlüsse auf die Lage der gesamten Generation zu, wie die Autorin selbst anmerkt. Redundanzen sind bei einer solchen Vorgehensweise fast unvermeidbar. Die Frage nach dem wissenschaftlichen Beitrag der Frauen zu ihrer jeweiligen Disziplin bleibt häufig unbeantwortet. Sie ließe sich wohl nur über eine innerdisziplinäre Kontextualisierung klären, die jedoch dem kollektivbiographischen Charakter der Studie zuwiderliefe. Mit der dichten Beschreibung der Ein- und Ausschlussmechanismen des Wissenschaftsbetriebes gegenüber Frauen unter sich wandelnden historischen Rahmenbedingungen weist Annette Vogts Studie über den Standort Berlin hinaus und ist jedenfalls ein lesenswerter Beitrag zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte aus der Gender-Perspektive.

Silke Fengler, Wien

